

Hospizarbeit im Evangelischen Johanneswerk e.V.  
Nr. 5 der Vortragsreihe

Vortrag von Prof. Dr. Fulbert Steffensky

# Gibt es eine Spiritualität im Leiden?

Der Glaube als Hilfe bei der Bewältigung von  
Verlusten?



Evangelisches Johanneswerk e.V.

Einrichtungen der Diakonie

---

## Gibt es eine Spiritualität im Leiden?

Ich möchte von zwei Niederlagen des Menschen sprechen und darüber, wie wir damit umgehen, über das Leiden und über das Alter. Das Wort Spiritualität werde ich wenig benutzen. Es ist mir inzwischen zu weich und unbestimmt. Sie werden Elemente dessen, was wir Spiritualität oder gestaltete Frömmigkeit nennen, im Vortrag wiedererkennen.

### 1. Niederlage: Das Leiden und die Sprache der gequälten Kreatur

Beginnen möchte ich mit einem Brief des Jürnjakob Swehn, eines mecklenburgischen Tagelöhnersohns, der gegen Ende des letzten Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert ist und der in einem Brief an seinen alten Lehrer den Tod seiner Mutter beschreibt, die ihm nach Amerika gefolgt war:

„Als aber der Tag zu Ende war, da kam ein anderer, und das war der letzte. Ihr Essen und Trinken, das war nicht mehr, als wenn ein kleiner Vogel essen und trinken tut. Als die Arbeit fertig war und es schon schummerte, da saß ich wieder an ihrem Bett und hielt ihre Hand, und der Puls ging sehr schnell. Lange Zeit saßen wir da im Schummern. Es war ganz feierlich wie in der Kirche, wenn vorn auf dem Altar die Lichter brennen, weil Abendmahl ist. Ja, daran dachte ich, als ich in ihre Augen sah. Es waren sonst ganz gewöhnliche blaue Augen; aber an dem Tag ging ein Schein von ihnen aus, den sah ich sonst nicht in dieser Welt... so, Jürnjakob, sagte sie dann, nun lies mir was aus der Bibel vor.

So las ich ihr die Geschichte von Lazarus vor, und als ich zu Ende war, sagte sie: da ist ein Psalm, den will ich noch gerne hören. Ich weiß nicht mehr, woans er anfangen tut, aber da ist was von Säen und Ernten drin. – Ich weiß schon, Mudding, welchen du meinst, sagte ich und schlug den 126. auf und las: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden! – Ich höre, mein Sohn! – Und ich las weiter bis zum Schluss: sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden – mit Freuden, Mudding! – und bringen ihre Garben. – Ich habe man keine Garben, wenn ich ankomme. – Ja, Mudding, wenn's danach geht, dann kommen wir alle nackt an und haben nichts in der Hand.

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie: Nimm das Gesangbuch und lies: Christus, der ist mein Leben. So las ich den Gesang, und sie hatte die Hände gefolgt und leise mitgesprochen, und als ich zu Ende war, da sagte sie: Das hat unser Lehrer auch mit den Schülern gesungen, als Jürnjochen gestorben war. Dann rakte sie wieder leise über die Decke, und ihre Seele war sehr müde. Ich aber überdachte ihr Leben, als es zu Ende ging, und fand nichts als Mühe und Not. Dann folgte sie die Hände wieder und sah mich still und fest an, und ihre Augen waren groß und tief. Da konnte man hineinsehen wie in einen tiefen See. Dann sagte sie noch mal was. Sie sagte: Ick wull, dat ick

in'n Himmel wer; mi ward die Tied all lang. – Lieber Freund, das behalte ich mein Leben lang bis an meinen Tod. Das könnte, so wie es ist, ganz gut im Gesangbuch stehen. Dann aber folgte sie die Hände wieder unter meiner Hand. So betete sie ganz leise unser altes Kindergebet: Hilf, Gott, allzeit, mach mich bereit zur ew'gen Freud und Seligkeit. Amen.

Als sie das Amen gesagt hatte, da drehte sie den Kopf so'n bisschen nach links rum, als wenn da wer kommen tat. Und da ist auch einer gekommen; den habe ich nicht mit meinen Augen gesehen und nicht mit meinen Ohren gehört. Der hat sie bei der Hand genommen, und da ist ihre Seele ganz leise mitgegangen, richtig so, als wenn man aus einer Stube in die andere geht. So ist sie nach Hause gegangen, als wenn ein müdes Kind abends nach Hause geht. Und nun ist sie nicht mehr in einem fremden Lande.“

Diese Menschen begehen das Sterben wie ein Fest, die Sterbende und ihre Familie. Trotz ihres Kummers feiern sie, dass da ein Mensch aus der Fremde nach Hause geht. „Nun ist sie nicht mehr in einem fremden Land“, sagt der Sohn, als die Mutter tot ist.

Das ist keine hohe theologische Deutung des Todes. Es war einfach so, dass diese Frau früh ihren Mann verloren hat, dass sie die Kinder mühsam aufgezogen hat; dass sie in einer Hütte gewohnt hat, die so niedrig war, dass die Söhne in ihr nicht aufrecht stehen konnten. Das Haus der Welt war schlecht für sie gebaut. Aber mit diesem schlechten Haus finden sich diese Menschen nicht ab. Sie erwarten, dass man einmal nicht mehr im fremden Land ist. Dies meinen sie keineswegs als eine metaphorische Aussage. Sie klagen ganz konkret ein Leben ein, das nicht Not und Pein ist, in dem man zu Hause sein kann wie ein Kind im Hause der Eltern.

Die alte Frau hatte wenig Schutz in ihrem Leben. Aber eine feste Unterkunft hatte sie: das Haus ihrer christlichen Sprache und Lieder. Die Sprache ist das Haus des Seins (Heidegger). Die Sprache macht auch ein fremdes Land bewohnbar. Ein Stück Heimat findet man auch in der schlechtesten Welt, wenn man die Dinge beim Namen nennen kann; wenn man eine Sprache hat für das, was man erleidet, und für das, was man wünscht. Heimisch wird man, wenn man sagen kann, wofür etwas gut ist und wohin es mit einem geht. „Wir werden sein wie die Träumenden“, liest der Sohn seiner Mutter vor und: „Christus, der ist mein Leben.“ Die Mutter zitiert das Lied: „Ick wull, dat ick in'n Himmel wer.“ Die Reise ist nicht ziellos, sie wird einmal ein gutes Ende haben.

Die Sprache, die diese Menschen sprechen, hat eine Eigentümlichkeit: Sie ist Fremdsprache und Heimatsprache zugleich. Die Menschen erfinden sie in der Situation des Schmerzes und der Trauer nicht. Sie haben nicht erfunden zu sagen: „Wir werden sein wie die Träumenden.“ Es ist ein Vers aus einem alten Psalm, vor

---

über zweitausend Jahren geschrieben, von vielen Menschen im Laufe der Geschichte benutzt, um Trauer und Hoffnung zu formulieren.

Es liegt ihnen etwas vor, und sie brauchen nicht Erfinder der eigenen Sprache zu sein. Der Schmerz des Augenblicks macht uns ja meistens nicht sprachfähig. Er verschlägt uns die Sprache. Das Leben droht in verzweifelter Stummheit zu verfallen. Hier leihen sich Menschen eine Sprache aus, die schon von vielen in ähnlichen Augenblicken gesprochen wurde. Die Sprache hat die Patina der Seufzer von vielen, und vor ihnen haben ganz andere ihre Schmerzen und ihre Hoffnungen darin ausgedrückt. Es gehört zur Würde und Freiheit des Menschen, Autor der eigenen Sprache und der eigenen Gedanken sein zu dürfen. Und es ist ein Trost des Menschen, sich auf mehr berufen zu können, als man selber ist und selber hat. Sie brauchen nicht allein Autor der eigenen Hoffnung zu sein. Es sind viele da, die diese Sprache vor ihnen gesprochen haben und die sie mit ihnen sprechen.

Die Sprache, die diese Menschen sprechen, als der Schmerz sie überschwemmt, ist lange geübt. „Ick wull, dat ick in'n Himmel wer“, haben sie vielleicht oft als heimatliches Volkslied an Winterabenden gesungen, als sie gesund waren und noch keineswegs in den Himmel wollten. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöst“, haben sie im Kindergottesdienst oder im Konfirmandenunterricht gelernt und gebetet, als dieser Satz noch keinerlei existentiellen Ernst für sie hatte. Es ist eine geübte Sprache, oft nur mit halbem Ernst und mit fast unbeteiligtem Herzen gesprochen. Weil sie lange geübt ist, steht sie zur Verfügung, wenn der Schmerz die Hoffnung zu verschlingen droht. Weil die Sätze lange geübt sind, kommen sie ihnen jetzt fast automatisch auf die Lippen. Gerade die lange Übung – und das Stück Entfremdung, das damit verbunden ist, – erlaubt ihnen, in der Situation des Schmerzes unmittelbare und authentische Sprecher dieser Sprache zu sein. Es ist ihre Sprache, weil der Schmerz und die Hoffnung sie zur eigenen machen. Sie können authentisch sprechen, weil sie oft uneigentlich-übend gesprochen haben.

Das Leben findet nicht hinter dem Rücken der Sprache statt. Die Sprache ist der erste Schritt weg von der Apathie und dem stummen Einverständnis mit dem Unglück. Ich möchte diesen Satz ergänzen: Das Leben findet nicht hinter dem Rücken der Geste und des Symbols statt. Die jüdisch-christliche Tradition ist voll von Gesten und Symbolen, die den Schmerz und die Hoffnung der Menschen ausdrücken: der Kreuzweg, die letzte Ölung, die Sterberituale, die Wallfahrt in Not und Unglück; die Kerzen, die jemand aufstellt in einer besonderen Lebensverzweiflung; die 14 Nothelfer und das Gebet zu ihnen. In diesen Bräuchen dramatisieren sich die Wünsche und die Sehnsucht der Menschen. Sie bleiben nicht nur stumme Wünsche; sie bleiben nicht gesprochene Wünsche. Es sind aufgeführte, im Sinne des Wortes ins Spiel gebrachte Wünsche.

Ich möchte eine dramatische Grundgestalt aus dem katholischen Raum nennen, die Krankensalbung oder die letzte Ölung. Bei einer schweren Krankheit, bei der Todesgefahr besteht, kommt der Priester ins Haus des Kranken. Der Kranke beich-

tet, sofern er dazu in der Lage ist. Der Priester salbt ihm Hände, Füße, Nase, Mund und Ohren mit Öl. Eine Geste von ungemeiner Drastik. Ohne Sprache weiß nun der Kranke den Ernst seiner Situation. Unverhüllt ist nun: Es ist möglich, dass er stirbt. In der Salbung wird ihm das Unerledigte, das Zerbrochene und Zersplitterte seines Lebens bedeutet: seine Sünden. Es ist ein realistischer Akt, der an den Zerstörungen des Lebens nicht vorbeisieht zugunsten einer trügerischen Harmonie. Es ist ein kühner Akt. Denn in ihm wird eine Zusammenfügung des Zersplitterten gewagt und versprochen: Öl heißt Heilung; nicht der Krankheit unbedingt, sondern der Zersplitterung des Lebens. Die Geste sagt: Was auch war, dieses Leben endet nicht in zersplitterter Zusammenhanglosigkeit. Es wird mit Kühnheit ein Ganzes behauptet; Gott, der vergibt.

In den Grundsituationen des Lebens braucht der Mensch eine Sprache, die aufs Ganze geht und die unendlich ist im Versprechen. In Grundsituationen beschränkt man sich nicht buchhalterisch auf das Sagbare, sondern die Sprache greift aus in das Land der eingelösten Versprechen und der abgewischten Tränen. Der Schmerz und die Liebe nennen ein Ganzes. Wenn Menschen sich lieben, sagen sie sich: „Du bist der Schönste der Welt!“ Sie sagen: „Wir werden zusammenbleiben, bis der Tod uns scheidet.“ Sie sagen: „Ohne dich kann ich nicht leben.“ Es sind Übertreibungen, ohne die die Liebe nicht auskommt und denen der Verstand nur langsam folgen kann oder die er gar als Falschaussagen entlarven müsste. Die Liebe und der Schmerz begnügen sich nicht mit Prognosen, die nicht mehr sind als die Extrapolationen der Möglichkeiten der Gegenwart. Sie greifen mit ihren Sätzen in ein Unendliches aus. Sie nennen Gott, sie begnügen sich nicht, und sie geben nichts verloren. Sie treiben ins unmögliche Land: Die Blinden werden sehen. Die Lahmen werden gehen. Die Weinenden werden lachen. Die Sprache wird zur reinen Poesie. So in unserem Beispiel der letzten Ölung. Sie spricht keine Sprache bescheidener Konstatierung. Sie sagt: Das Leben wird ganz – deine Sünden sind vergeben. Der Sturz deines Todes geht nicht in eisige Sinnlosigkeit, Gottes Engel tragen dich, und du fällst in den Abgrund des mütterlichen Schoßes Gottes. Nichts geht verloren. Dies wird in vielen Worten und Gesten behauptet und gespielt. Und ohne diese Behauptung lässt es sich nur schwer leben.

Nichts geht verloren! Ich möchte eine andere schöne und einfältige Umspielung dieses Satzes nennen. Es gibt in bestimmten religiösen Traditionen den Brauch, dass die Kranken am Abend eines jeden Tages ihre Schmerzen und ihre Krankheit „aufopfern“ für ein bestimmtes Anliegen. Eine Frau opfert die Schmerzen für den Frieden; ein Mann opfert sie auf für seine Kinder oder für seinen Freund, der arbeitslos ist. Es ist nichts umsonst! Das ist die Grundannahme dieses Brauchs. Was ich tragen muss, trage ich nicht zu einem blinden Ziel. Es geht ein in den allgemeinen Schatz, von dem die Welt lebt. Das ist eine Behauptung der Würde und der Hochschätzung dessen, was man tut und leidet, „ich bin nicht umsonst“, sagt darin auch das verkrümmteste Wesen. Die andere Grundannahme des Brauches ist: Alles ist miteinander verbunden. Das Leben wird getragen von einem Strom, zu dem die

---

Wurzeln von allen hinabreichen. Es ist nicht mehr unterscheidbar, wovon ein Mensch lebt – von der eigenen Stärke oder von der geheimen Kraft seiner Geschwister. Alle sind miteinander verbunden, und einer steht für den anderen. Das Gefühl von Verbundenheit ist zugleich das Grundgefühl von Sinn in der Welt; das Gefühl separierter Einsamkeit und Vereinzelung ist das Grundgefühl von Sinnlosigkeit.

Die Sprache ist das Haus des Lebens. Die Geste macht die gestaltlose Öde zu einer Landschaft, in der Schmerz und Krankheit stattfinden können. Technischer ausgedrückt: Beide zusammen bilden den Auslegungshorizont für Schmerz und Krankheit. Das Leben wird lesbar, und damit wird seine Last leichter. Ein kranker Mensch, der erklären wollte, warum er nach Bethel und nicht in irgend eine andere psychiatrische Klinik wollte, hat dazu gesagt: „In Bethel haben die Häuser Namen!“ Sie heißen nicht nur Klinik VI, oder Innere II. Sie heißen Mara oder Gilead oder Saron und erinnern mit den biblischen Namen an die großen noch nicht eingelösten Versprechen. Das Widersprüchliche, das Chaotische, das schmerzreiche und von Zerstörung bedrohte Leben wird nicht unleserlich gelassen. Es wird entziffert und gestaltet mit den Gesten und mit der Sprache der Hoffnung.

Die Religion nennt Gott. Lassen Sie uns überlegen, was es heißt, einen Namen für ein Ganzes zu haben in einer Zeit, in der das Leben nicht mehr einleuchtet und seine Selbstverständlichkeit in Schmerz, Krankheit und Tod zusammenzubrechen droht. Mit den alten Texten klagt der Kranke zu Gott: Warum hast du mich verlassen? Warum bleibst du meiner Rettung fern und den Worten meiner Klage? Du bist es doch, der mich aus dem Schoß meiner Mutter zog. Jetzt bin ich wie Wasser hingeschüttet. Mein Herz zerfließt wie Wachs. (Ps 22) Der Kranke klagt gegen Gott mit Hiob: „Vernichtet sei der Tag an dem ich geboren war; und die Nacht, die sprach: ‚Empfangen ist ein Knabe!‘ Warum starb ich nicht bei meiner Geburt, verschied nicht, als ich aus dem Mutterschoß kam? Warum gibt er den Elenden Licht und Leben den Seelenbetäubten, die des Todes Harren?“ (Hiob 3) Der Mensch verflucht sein Leben, aber er verflucht es im Angesichte Gottes. Er bittet um Rettung: „Hilf mir aus dem Rachen des Löwen, und entreiße mich den Hörnern der Büffel!“ (Ps 22) Und im selben Psalm nennt er seine Hoffnung: „Es werden essen die Gebeugten, er verachtet nicht; und verabscheut des Elenden Elend.“ Der Verzweifelte klagt, er flucht, er bittet, und er gibt in der Hoffnung sein Leben aus der Hand: „In deine Hände empfehle ich mein Leben.“ Das Drama des Lebens spielt nicht auf blinder Bühne. Er wird gehört, auch wenn er flucht. Auch im Fluch wird er mit dem Leben eins, wenn ein Ohr ist, das den Fluch hört, und ein Auge, das den gekrümmten Wurm sieht.

Wer Gott nennt, braucht nicht selber Gott zu spielen. Wer an das Leben glaubt, braucht das Leben nicht herzustellen. Er muss nicht Autor der Welt und ihrer Zusammenhänge sein. Er muss nicht vollständiger Macher des Lebens sein. Das heißt natürlich nicht, dass der Mensch entwichtigt ist und davon dispensiert, das Leben zu wärmen und ihm zu sich selber zu verhelfen. Aber er muss nicht Garant

des Lebens sein und dieses selber immer auf den eigenen Schultern tragen. Er muss nicht immer stark, gesund, unberührbar und allmächtig sein. Er kann auch krank sein, berührbar und schwach. Er kann sterben, und er kann sterben lassen, ohne dass die Welt zusammenbricht. Er muss nicht für die Ganzheit stehen, weder für seine eigene noch für die Ganzheit der Welt. Der Mensch, der an Gott glaubt, braucht weder sich selbst noch der Welt ständig in der Attitüde des Machers gegenüberzustehen. Er wäre fähig, darauf zu verzichten, das Leben herbeizuzwingen. Und das ist die Voraussetzung einer tiefen inneren Gewaltlosigkeit.

Wir leben in einer Zeit, in der die macherischen Fähigkeiten des Menschen ins Immense gewachsen sind und in der die pathische Begabung des Menschen zugleich verkümmert ist. Der Mensch ist wie nie zuvor allein als Macher gerechtfertigt. Und sein Selbstverständnis bricht zusammen, wo er sich nicht mehr als Macher erfahren kann oder wo er als Macher an seine Grenze stößt. Kann man in dieser Zeit machtlos sein? Kann man in ihr sterben? Kann es so etwas wie eine geglückte Niederlage geben? Krankheit und Tod sind Niederlagen des Lebens. Wie können sie ihre Humanität behalten, wenn sich der Sinn des Menschen in der Herstellung des Lebens erschöpft? In einem tiefen Sinn werden Krankheit und Tod bedeutungslos; sie deuten nicht mehr auf etwas hin, und es sind nur noch die Stellen der dramatischen Sinnlosigkeit des Lebens. Es hat einmal eine Zeit gegeben, in der der Mensch wusste, dass die Schwäche zu ihm gehörte als seine Schwester; in der er wusste, dass er aus Leiden und Schwäche lernen kann: Mathos – Pathos, Leiden ist lernen (Aischylos). Kann das sein in einer Kultur, in der die einzige Lebensrechtfertigung und Lebenshoffnung im Machen besteht? Den Tod willkommen heißen: „Komm, o Tod, des Schlafes Bruder“ (Telemann-Kantate); den Tod als Bruder begrüßen, wie Franz von Assisi es tat: „Bruder Tod“ – Ist das noch eine Möglichkeit in einer Welt, in der jede Begrenzung des Lebens nur als Schande erfahren werden kann?

Die westliche Kultur war in ihrer Heilungsauffassung und in ihren Heilungsstrategien immer offensiv; die östliche immer stärker defensiv. Der neue Allmachtswahn unserer Kultur steigert dies ins Immense. Aber Annahme, Einfügung, Bejahung sind Voraussetzungen von Heilung, und zwar nicht nur beim Patienten, ebenso bei seiner Umgebung und bei seinem Arzt.

Ich komme auf meinen Ausgangspunkt zurück: Die Religion nennt ein Ganzes, sie nennt Gott. Dieser Name entbindet den Menschen davon, vollständiger Macher und Garant seiner Welt zu sein. Begrenzung und Schwäche vernichten den Menschen nicht. Er weiß sich in einem Zusammenhang des Lebens, den er nicht allein herstellen muss. Seine Niederlagen müssen ihn nicht vernichten. Der Mensch rechnet mit mehr Zeit als er hat, weil er an eine Zeit Gottes glaubt. „Meine Zeit steht in deinen Händen“, hieß die Losung eines Kirchentags; es ist ein Psalmwort. Die eigene Grenze, die eigene Niederlage, auch der eigene Tod ist nicht die chaotische Ode, es ist die Hand Gottes.

---

## 2. Niederlage: Das Alter

Wozu braucht eine Gesellschaft ihre Alten? Hätte man diese Frage vor 200 Jahren gestellt, wäre sie leicht zu beantworten gewesen. Die Alten waren die Klügeren, weil sie länger gelebt haben. Sie haben am längsten das Wetter beobachtet, gepflügt, gesät und Tiere gezüchtet. In der alten, sich kaum verändernden Welt hatten sie die meiste Erfahrung und konnten somit am besten die Regeln formulieren, nach denen zu leben war. Weil die Welt sich kaum veränderte, war das Leben und das Verhalten der Alten der Grundplan, der auch für das Leben der Jungen galt. Die Vergangenheit der Alten sollte die Zukunft der Jüngeren sein. Wie sie sollte man sich verhalten, denken, die Kinder erziehen, die Saat bestellen, die Tiere versorgen. Man sollte sich räuspern und spucken, wie sie sich geräuspert und gespuckt haben. Die Alten waren also in jener Zeit physischer und geistiger Immobilität und Unveränderlichkeit unerlässlich für den Lebensplan der Jungen. Das war nicht nur geistloser Traditionalismus, sondern die Traditionen bargen die Klugheit von Jahrhunderten.

Dazu kommt, dass die Alten jener unbeweglichen Welt nicht sehr alt waren. Die Lebenserwartung der Menschen war gering, und alt war man früh und noch lebensstark. Bei den Römern wurde man ab dem 45. Jahr Senior genannt. Als Kant 50 wurde, hat der Festredner ihn begrüßt mit der Anrede „Ehrwürdiger Greis“. Von jenen kräftigen Alten war also viel zu lernen in den unbeweglichen Welten. Leicht konnte man also sagen, warum man die Alten in jener Welt brauchte.

Wir leben in anderen Welten. Junge Alte werden heute die genannten, die noch vor 100 Jahren als Uralte gegolten haben. Aber nicht nur die Lebenserwartung hat sich geändert, sondern die Lebenswelt selber. Lebensklugheit kann nicht mehr einfach am Alter abgelesen werden. Unsere Welt wandelt sich so rasch, dass die Erfahrung und das Wissen von gestern nur noch bedingt für heute taugen. Wir haben eine für alte Verhältnisse unvorstellbare Situation: wir lernen von unseren Kindern und Enkeln. Was wir Alten gestern gelernt haben, hat in der Gegenwart nur beschränkte Gültigkeit. Meine Enkelkinder helfen mir mitleidig, wenn ich am Computer verzweifle. Meine Kinder sprechen besser Englisch als ich. In meiner alten Welt hatten Latein und Griechisch Vorrang. So stoße ich in der neuen Welt ständig auf Grenzen, die meine Kinder und Enkel längst übersprungen haben. So stellt sich in Schärfe die Frage, was die gegenwärtige Gesellschaft von den Alten lernen kann. Ein großer Schmerz von uns alten Menschen ist ja, mehr und mehr zu spüren, dass wir nicht gebraucht werden. Gerade in einer Zeit, die alles durch Effizienz und Gebrauchswert bestimmt, können sich die nur schwer rechtfertigen, die nicht mehr von unmittelbarem Nutzen sind.

Warum eine Gesellschaft die Alten nicht braucht, ist also leicht zu sagen; schwerer, warum sie sie braucht. Dazu möchte ich mit einem Bild beginnen. Ich war in diesen Tagen im Elsass in einem alten, breitgefügteten Bauernhaus. Es stand in einem großen Garten, umgeben von Nussbäumen. Ich habe das Haus gerne angesehen.

Ich habe darüber nachgedacht, wie viel Kinder in diesem Haus geboren und wie viel Tote aus ihm getragen wurden. Wie es dastand mit seinen Jahren, vermittelte es das Gefühl von Kontinuität und Dauer. So ist es mit alten Leuten. Sie kommen von weit her, haben viel gesehen und erfahren. Sie sind vielleicht nicht weiser geworden mit ihren Erfahrungen, aber sie haben sie gemacht und standgehalten. Sie sind geschüttelt worden wie die Nussbäume vor dem Haus im Elsass, und sie sind nicht untergegangen. Alte Leute geben das Gefühl von langer beständiger Zeit. Zur Lebensgewissheit gehört das Gefühl von Kontinuität und Dauerhaftigkeit. Sie kann nur erfahren werden, wo mindestens drei Generationen sichtbar sind und miteinander leben. Menschen werden von ängstlicher Zufälligkeit geschüttelt, wo sie nur sich selber und die eigene Zeit erleben, höchstens noch die der nächsten Generation. Das wohl macht die Geborgenheit aus, die Kinder bei ihren Großeltern erleben. Alte Leute bauen Brücken über die Zeiten. Sie tun es mit ihrer puren Existenz. Sie tun es, indem sie erzählen. Das Erzählen ist die Kunst der Alten, und man erwartet diese Kunst bei den Alten. Sie haben mehr Zeit, und sie haben länger gelebt. Erzählen heißt, Zusammenhänge herstellen. Die Erzählung macht aus den treibenden Bruchstücken des Lebens einen Strom aus Zeit und Sinn. Wenn wir unseren Enkeln erzählen, bleiben sie nicht in der stummen Gegenwart eingekerkert. Sie lernen, woher sie kommen und wohin sie gehen. In jedem Märchen, das wir erzählen; in den biblischen Geschichten und in den Geschichten unseres eigenen Lebens flüstern wir unseren Kindern zu: das Leben geht. Du kannst dem Unglück entronnen, wie wir Alten entronnen sind; wie Hänsel und Gretel der Hexe entronnen sind und Jona aus dem Bauch des Walfisches gerettet wurde.

Es gibt andere Gründe für die notwendige Sichtbarkeit des Alters. Die Szene wäre illusionär, wenn auf ihr nur Junge, Starke und Gesunde sichtbar wären. Das Gefühl für die Endlichkeit des Lebens entsteht erst, wo wir endliches Leben wahrnehmen; wo wir Menschen dahinwelken und sterben sehen. Mit jedem Blick, den ich auf alte Leute werfe, lerne ich den Satz: Mensch, du musst sterben! Ich lerne ihn nicht in Panik, sondern in alltäglicher Gelassenheit. Das ist das Problem unserer Großstädte, in denen das Alter und der Tod in unsichtbare Winkel verbannt sind. Sie geben das illusionäre Gefühl, das Normale sei nur das Leben in seiner Stärke. Aber zur Normalität gehören Leben und Tod, Blühen und Vergehen. In dem Dorf, in dem ich groß geworden bin, sah man täglich alte Leute; man sah sie hinfälliger werden. Dann schließlich wurde ihr Sarg für alle sichtbar aus den Häusern und zum Friedhof getragen. Man ging oft auf den Friedhof und behielt lange das Datum ihres Todes im Gedächtnis. Zur *Ars moriendi*, zur Sterbekunst, gehörten die sichtbare Hinfälligkeit und das Sterben der Menschen. Wie kann man ohne falsche Dramatik wissen, dass man sterblich ist, wenn man alte Menschen nur noch im Zoo der Altersheime – der Seniorenheime sagen wir verschleiernd – wahrnimmt!

Alte Menschen sind immer weniger zu etwas tauglich und verwendbar. Wenn sie nicht zu alt sind, können sie noch auf die Kinder aufpassen oder Kartoffeln schälen. Aber weniger und weniger können sie sich durch sich selbst rechtfertigen. Immer

---

weniger können sie sich durch ihre Arbeit, durch ihre Intelligenz und ihren Witz rechtfertigen. Sie sind, weil sie sind. Sie sind nicht, weil sie etwas leisten. Kinder sind zunächst ebenfalls nicht durch ihre Funktion für die Gesellschaft gerechtfertigt. Aber sie sind immerhin eine „Investition für die Zukunft“, wie Zyniker sagen. Aber da gibt es Menschen, deren Existenz sich nicht durch ihren Leistungs- und Ertragswert ausweisen lässt: Behinderte, dauerhaft Erkrankte, Alte. Sie lehren uns, dass der Mensch nicht für Zwecke da ist. Wenn wir sie dulden und sichtbar sein lassen, lehren sie uns, was Gnade ist – dass der Mensch ungerechtfertigt da sein darf; nicht gerechtfertigt durch die Größe seiner Taten, seiner Stärken; nicht ausgewiesen durch seine Verwendbarkeit. Es ist etwas wundervoll Widerborstiges und Anarchistisches in einer Gesellschaft, die Alte, Kranke, Behinderte sichtbar sein lässt. Eine solche Gesellschaft weiß, dass das Ziel des Menschen nicht seine Verwendbarkeit ist. Dies aber ist ein Grundwissen der Humanität, dass kein Mensch eines Zweckes wegen da ist. Vielleicht hat man am stärksten zweckhaft vom Menschen in der Nazizeit gedacht. In sich selber galt er nichts, wie der zynische Satz „Du bist nichts, dein Volk ist alles“ es lehrte. Der Einzelne war immer vom Ganzen her definiert, vom Volk, vom Vaterland, vom Führer. Es ist nur konsequent, dass die Nutzlosen Esser ausgerottet wurden, die Kranken und Behinderten. Ganz sicher wären auf Dauer auch die ganz Alten dran gekommen.

Es erhebt sich aber eine Frage an uns Alte. Wenn die Gesellschaft die Sichtbarkeit unseres Alters braucht, dann sollten wir selbst es nicht verbergen; dann sollten wir zu unserer eigenen Endlichkeit und Sterblichkeit stehen. Wir Alten sollten uns von niemandem einreden lassen, wir seien eigentlich noch nicht alt. Wir sollten es uns auch selber nicht einreden. Wir sollten uns nicht verschämt Senioren nennen und nennen lassen, wenn wir nichts als alt und gebrechlich sind. Wir sind es der eigenen Würde und der Gesellschaft schuldig, nicht zu protzen mit dem wenigen, was wir noch haben – mit dem bisschen Gesundheit, mit dem geistigen und physischen Vermögen. Es ist lächerlich und abstoßend, wenn wir uns als Siebzigjährige wie Fünfzigjährige benehmen, die Haare färben, kleiden. Wir sollten allmählich die große Lebenskunst gelernt haben, uns nicht mehr durch uns selber zu rechtfertigen. Das wäre auch unsere eigene Vorbereitung auf den Tod. Denn am Ende des Lebens ist man durch gar nichts mehr gerechtfertigt außer durch den Blick der Güte, der uns schöner findet, als wir sind und je waren.

Das Sterben ist die Einsamkeit, die allen misslingt und mit der niemand fertig wird. Es ist die Stelle, an der alle Souveränität verloren geht. Der Tod ist die letzte große Unverschämtheit des Lebens. Ihm kann ich nichts mehr entgegensetzen – keine Stärke, keine Tugend, keinen Gleichmut. Ich selber werde mir mit nichts mehr helfen können. Ich werde wehrlos sein und ich muss mich ergeben. Es ist die Stelle meiner letzten und absoluten Bedürftigkeit. Könnte es sein, dass ich dort am meisten bei Gott bin, weil ich am wenigsten bei mir bin? Vielleicht bleibt als letzte Lebensaufgabe, einsamer zu werden; los zu lassen, was uns ausmacht und auf uns selber zu verzichten. Das Alter ist nicht schön (wohl wird es oft genug schöngere-

det). Aber eine Schönheit könnte noch gelingen: dass man es aufgibt, sich durch sich selber zu rechtfertigen,

Ich höre auf eine mutige Tradition, die den Tod als den Anfang des eigentlichen Lebens beschreibt. Wem das Leben nicht eingelöst hat, was versprochen war, der träumt von einer Heimat, in der er noch nicht war. Ich zitiere noch einmal aus den Briefen von Jörnjakob Swehn:

„Ich überdachte ihr Leben, als es zu Ende ging, und fand nichts als Mühe und Not. ... Der (Tod) hat sie bei der Hand genommen, und da ist ihre Seele ganz leise mitgegangen, richtig so, als wenn man von einer Stube in die andere geht. So ist sie nach Hause gegangen, als wenn ein müdes Kind abends nach Hause geht. Und nun ist sie nicht mehr in einem fremden Land.“

Das Glück des Lebens, das die Armut dieser Frau vorenthalten hat, hat sie zur Hoffnung auf einen anderen Anfang in Fülle geführt, der ihr nicht mehr verdorben werden kann. In der alten Sprache der Religion bewahren diese vom Leben gebeutelte Frau und ihr Sohn das Menschenrecht der Hoffnung. Sie geben ihren Hunger auf das Glück nicht auf. „Einmal wird es anders sein!“, sagen sie und lassen sich aus der Zuversicht nicht vertreiben.

Aber nicht nur das Unglück und die Niederlagen des Lebens lassen den Menschen Ausschau halten nach einem Land, aus dem die Seufzer geflohen sind. Auch das Glück macht hungrig. In dem wundervollen Morgenlied von Paul Gerhardt „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ heißt eine Strophe:

„Ach, denk ich, bist du hier so schön und lässt du's uns so lieblich gehn  
auf dieser armen Erden: was will doch wohl nach dieser Welt  
dort in dem reichen Himmelszelt und güldnen Schlosse werden.“

Der Tod ist nach diesem Lied und nach der Tradition, aus der es gesungen ist, nicht das Ende des Lebens, sondern sein eigentlicher Anfang. Das zukünftige „reiche Himmelszelt“ ist keine Abwertung des irdischen Lebens. Am Glück des irdischen Lebens entsteht vielmehr die Sehnsucht nach den neuen Anfängen, die nicht mehr überholt werden können. Der Sänger sieht die Pracht der Blumen, die schöner sind als „Salomonis Seide“, er hört entzückt das Lied der Lerche, er genießt „des süßen Weinstocks starke Kraft“. Diese Schönheit stillt seinen Lebensdurst nicht, sie macht ihn größer. Sie weckt in ihm das Heimweh nach einem Land, in dem keine Anfänge mehr verraten und verkauft werden.

Unsere Hoffnung auf das Glücken der Anfänge nährt sich aus der Erinnerung von großen und guten Anfängen. Das beste Beispiel dafür ist die Erzählung von der Erschaffung der Welt. Menschen wollen in dieser Geschichte keine naturwissenschaftliche Erklärung der Weltentstehung geben. Sie haben ein Lied vom guten Anfang der Dinge gesungen. Sie haben sich gesagt, dass die Welt und das Leben nicht eisigen Zufällen entsprungen ist, sondern aus der Hand der Güte kommt. Und so haben sie erzählt, wie Gott die Lebensmöglichkeit der Erde geschaffen hat, das Land und das Meer, das Licht und die Nacht, die Pflanzen, die Tiere und den Men-

---

schen. Der Anfang war gut, haben sie sich gesagt, und so werden auch die Anfänge, die sie zu bestehen haben, gut werden. Eine unserer Enkelinnen hat, als sie klein war, die Frage nach ihrem eigenen Anfang gestellt: „Wo war ich, als ich noch nicht geboren war?“, hat sie meine Frau gefragt. Diese hat beiläufig geantwortet: „Du warst noch nicht da. Die Enkelin hat auf ihrer Frage bestanden und sich schließlich selbst die Antwort gegeben: „Ich war noch in Gott versteckt!“ Sie hat sich ihre eigene Schöpfungsgeschichte erzählt und sich selber gesungen: Mein Anfang war gut! oder in ihren Worten: „Ich war in Gott versteckt!“

Die Hoffnung singt das Lied der alten Anfänge: Es war einmal! Einmal hat es den guten Anfang des Lebens in der Schöpfung gegeben. Einmal hat es einen neuen Anfang nach dem Weltuntergang der Sintflut gegeben. Einmal hat es den neuen Anfang nach der Sklaverei in Ägypten gegeben. Einmal hat Gott das Volk befreit aus der Gefangenschaft in Babylon und hat es geführt in das versprochene Land. Es sind nicht nur diese religiösen Anfangsgeschichten, die unsere Hoffnung ernähren. Wenn Familien zusammen sind und sich ihre eigenen alten Geschichten erzählen, sind es meistens Geschichten des Entrinnens und der neuen Anfänge. Das Leben geht, sagt man sich, denn damals ist es gegangen.

Die Hoffnung singt ein zweites Lied, es ist das Lied von den zukünftigen Anfängen: Einmal wird es sein! Um es mit dem Propheten Jesaja zu sagen: Einmal wird es sein, dass die Blinden sehen, die Lahmen tanzen und die Verstummten ihre Lieder gefunden haben. Die Hoffnung geht aufs Ganze.

Wenn wir als Großeltern über unser Verhältnis zu den Enkeln nachdenken und wenn wir von ihnen erzählen, dann schönen wir oft. Wir beschreiben uns als rüstig und noch stark. Wir können noch mit den Enkeln spielen und schwimmen, wir können ihnen erzählen und mit ihnen spazieren gehen. Wir erzählen von den Enkeln als kleinen Kindern, die drollig, neugierig, aufgeschlossen und liebevoll sind. Aber es kommen andere Zeiten, kalte Zeiten, wenn wir sehr alt sind und unsere Enkel schon erwachsen sind. Vielleicht werden wir mit Schmerz feststellen, dass unsere Welt, in der wir gelebt, geliebt und geweint haben, schon untergegangen ist und dass unsere Kinder und Enkel in ganz anderen Welten leben. Wir verstehen die Musik nicht mehr, die sie lieben. Wir verstehen die Bücher nicht mehr, die sie lesen und die ihnen wichtig sind. Sie sprechen eine andere Sprache als wir Alten. Sie kennen die Psalmen und die Lieder nicht, die uns ein Leben lang getröstet haben. Sie schätzen nicht mehr, was uns selber wichtig ist. Es ist die Zeit der Einsamkeit und des enttäuschten Wartens. Wir sterben aus der Welt unserer Kinder und Enkel weg, lange bevor wir tot sind. Wir sterben nicht erst am Ende unserer Tage. Wir fangen an zu sterben, wenn unsere Kinder uns nicht mehr wirklich brauchen; wenn sie unsere Welt nicht mehr verstehen und wir die Ihrige nicht.

Es ist die Zeit der Abschiede. Sie fängt an, wenn man auf dem Friedhof mehr Bekannte hat als unter den Lebenden. Es ist die Zeit der letzten und vielleicht schwersten Lebensaufgabe: die anderen anders sein zu lassen. Es ist die Zeit, da

wir die Endlichkeit lernen, nicht nur weil wir wissen, dass unsere Zeit befristet und kurz ist. Wir Alten müssen auch lernen, dass unser Lebenskonzept, unsere Lebensweise, sogar die Weise unseres Glaubens endlich sind; sie müssen nicht die Konzepte und Weisen unserer Kinder und Enkel sein. Wir müssen unsere Nachkommen gehen lassen. Wir müssen abdanken. Abdanken ist ein schönes altes Wort. Es heißt, sich mit Dank verabschieden; sich selber und die eigene Weise den anderen nicht als Diktat hinterlassen; nicht erwarten, dass sie uns ähnlich sind. Abdanken – das heißt, sich nicht in Bitterkeit und Resignation abwenden, sondern mit Schmerz und in Heiterkeit zugeben, dass unsere Kinder und Kindeskinde ihre eigenen Wege gehen, so wie wir sie früher gegangen sind. Unsere Kinder sind nicht dazu da, uns selber fortzusetzen. Abdanken zu können, ist ein Stück Gewaltlosigkeit, die uns Alten schöner macht und die bewirkt, dass unsere Nachkommen mit Güte und Zärtlichkeit an uns denken können.

Was hinterlassen wir unseren Nachkommen, wenn wir sterben? Ich frage nicht nach materiellen Gütern, sondern nach dem Geist und den Lebenskräften, die wir überliefern. Ich stelle die Frage nicht ohne Angst. Wenn ich bei meinen Kindern und Enkeln einen Gesichtsausdruck, eine Reaktion, eine Geste erkenne, die meinen eigenen ähnlich sind, erschrecke ich. Was habe ich ihnen vermacht? In ihr Leben ist alles eingewoben, was mir selber nicht gelungen ist, was ich versäumt habe, was meine Fehler sind. Und so frage ich mich manchmal, was ich meinen Nachkommen an Lebensmöglichkeiten verwehrt habe. Wir sind auch immer auf die Vergebung unserer Nachkommen angewiesen. Aber, so sage ich mir, wir sind nicht unendlich, auch nicht unendlich in dem, was wir anrichten. Man kann in demütiger Heiterkeit zugeben, dass die Unverwüstlichkeit des Lebens stärker ist als die Verwüstungen, die wir anrichten – besser so gesagt: dass Gott größer ist als unsere Schuld. Wir sind nicht allmächtig, auch nicht in unserer Schuld und in dem, was wir falsch gemacht haben. Gott sei dank – wir sind endlich!

Nein, wir hinterlassen unseren Nachkommen nicht nur unsere Lebensschulden. In demütigem Stolz können wir auch sehen, dass die, die nach uns kommen, von den Lebensbroten leben, die wir für sie gebacken haben. Sie sind die Erben unseres kleinen Gelingens, nicht nur unserer Schulden. Sie stehen auf unseren Schultern mit ihrem eigenen Leben, wie wir unser ganzes Leben lang auf den Schultern von anderen gestanden haben. So war unser Leben nicht umsonst. Ich wünsche mir eine Zeit, in der die Eltern und die Großeltern Sorge tragen für die Welt, die Atemluft und die Lebensträume ihrer Kinder; eine Zeit also, in der Menschen nicht in verblendeter Heutigkeit nur an sich selber denken. Ich wünsche mir eine Zeit, in der die Enkel die Namen ihrer Großeltern wissen, auch wenn sie schon lange gestorben sind. Sorge und Gedächtnis machen die Welt menschlicher und verbinden die Generationen.

Thomas Mann nennt in seinem Josefsroman den alten Jakob „schwer von Geschichten“. Von welcher Schwere sind die Geschichten von uns Alten? Der Dank gegen Gott und der Stolz auf uns selbst erlaubt es, uns zunächst an die Geschich-

---

ten des Gelingens zu erinnern. Wir hatten eine Kindheit. Obwohl in schrecklichen Zeiten, bestand sie nicht nur aus Schrecken. Wir hatten eine Jugend, in der wir mehr gehofft haben, als unsere Jugendlichen hoffen. Wir hatten Ruhe zum Lernen und zur Ausbildung. Wir hatten Ideen und haben einiges dafür gearbeitet. Wir haben geliebt und wurden geliebt. Und wir hatten Tränen, über die zerbrochenen Lieben zu weinen.

Mit all dem sind wir nicht bis ins Land der Träume gekommen. Vieles ist zerbrochen von dem, was wir hatten. Vieles haben wir nur halb gehabt und gemacht. Aber wir hatten wenigstens die Hälfte. Wer sagt denn, dass die Süße nur in der Ganzheit liegt? Wir sind „schwer von Geschichten“. Von keinem protestantischen Vollkommenheitsterrorismus lasse ich mir das Halbe und nicht zu Ende gebrachte entwerfen. Es gibt ein englisches Kinderlied, das uns beschreibt:

Half way up the stairs  
is the stair, where I sit!  
There isn't any other stair  
quite like it.

It isn't at the bottom.  
It isn't at the top.

Half way up the stairs  
is the stair  
where I always stop.

Auf halber Treppe sitzen wir,  
es ist nicht oben, nicht unten.  
Auf halber Treppe sitzen wir.

Dankbarkeit also für die Hälfte der Treppe, auf die wir kommen durften! Aber nun zu der anderen Hälfte der Treppe, die wir nicht geschafft haben; zu den anderen „schweren Geschichten“! Es sind die Geschichten unserer Niederlagen. Wenn wir jungen Menschen etwas voraus haben; wenn es so etwas wie die Weisheit des Alters gibt, dann ist es die größere Anzahl der Niederlagen – der persönlichen und politischen. Vielleicht sind einige davon gelungen. Vielleicht haben uns einige nicht bitterer, resignierter und zynischer gemacht. Vielleicht haben uns einige von falschen Hoffnungen befreit. Vielleicht hat uns unsere Schwäche humanisiert – wenigstens hier und da.

Schwerer ist es, mit den anderen Geschichten umzugehen: Mit den Geschichten unserer Schuld. Zerstörungen haben wir nicht nur erfahren, wir haben sie auch angerichtet, und wir haben Leben beschädigt. Wir sitzen auf halber Treppe und können sie nicht neu hinaufgehen. Wir müssen damit leben, dass bestimmte Dinge unseres Lebens nicht wiedergutmacht werden können; dass sie unwiederbringlich sind und dass keine Chancen auf Heilung bestehen – zumindest nicht durch uns. Was soll man sagen? Und kann man etwas sagen, ohne sich voreilig zu trösten?

Vielleicht dies: dass wir nicht die Garanten und Retter der Welt sind. Vielleicht muss man an Gott glauben, um nicht grandios zu ersticken in dem, was wir versäumt haben. Die Sünde nicht zu vergessen – und nicht so eitel sein zu glauben, sie diktiere die Zukunft – das wäre eine Form der Weisheit, eine geglückte Niederlage.

Was bleibt auf halber Treppe? Zunächst die halbe Treppe, die wir gestiegen sind: all das, was wir gesehen und gehört haben; was wir gearbeitet und gelitten haben; alle Liebe, die sich eingekerbt hat in die Züge unserer Seele. Es bleibt aber auch noch ein Stück Arbeit: sich einzuüben in die sanften Tugenden der Geduld, der Langsamkeit und des Verzichts. Resignation – nicht als verbitterte Zukunftslosigkeit, sondern als Abdanken – ich habe davon gesprochen. Es bleibt vielleicht noch etwas Anderes – vielleicht bis zum letzten Atemzug: die Lebenszugewandtheit und die Lebensneugier, die wir mit Leiden und Lieben gelernt haben. Dann können uns die Jüngerer sagen:

So sollst Du, munt`rer Greis,  
Dich nicht betrüben!  
Sind gleich die Haare weiß,  
doch wirst du lieben.

Am Ende steht der Name Gottes, am Ende unserer Arbeit und am Ende unseres Lebens. Wir wissen nicht genau, was wir sagen, wenn wir ihn nennen. Alt werden, heißt erkennen, dass wir nicht genug sind. Wir sind nicht genug, die Welt zu retten und das Leben zu wärmen. Wir Einzelnen und wir alle zusammen sind nicht genug, die Stadt zu bauen, in der der Tod entmachtet ist. Der Name Gottes ist unsere große Erleichterung: wir müssen nicht genug sein. Die Last der Welt liegt nicht auf unseren Schultern. Wir können in Heiterkeit Fragment sein. Das gibt unserem Leben Spiel, dass wir selber nicht alles sein müssen. Der Gedanke, dass wir an Gott genesen und dass niemand an unserem Wesen genesen muss, macht uns erträglich für uns selber und macht uns erträglich für die anderen. Wir können die Arbeit aus den Händen legen, nachdem wir unseren Teil getan haben, gut oder schlecht – wir müssen darüber nicht urteilen. Vielleicht ist das die letzte große Kunst, die wir zu lernen haben, dass wir das Urteil über uns selbst nicht fällen. Wir sind, die wir sind am Ende unseres Lebens. Mehr brauchen wir nicht. Wir brauchen uns nicht zu loben, wir brauchen uns nicht zu verdammen. Wir sind vor den Augen der Güte, die wir sind.

Jetzt ist es schon beinahe eine Beerdigungspredigt auf mich selber geworden. Es ist wahr: was wir Alten haben, ist Frist, ist ablaufende Zeit. Bis dahin aber werden wir weiter träumen. Und wir werden das wundervolle Altersprivileg genießen, dass niemand mehr uns ganz für voll nimmt, nicht einmal wir uns selber. Lasst uns in Heiterkeit diese Narrenfreiheit genießen!

## **Prof. Dr. Fulbert Steffensky**

ist emeritierter Theologe und Religionspädagoge. Er war Professor an der Universität Hamburg sowie Gastprofessor am Union Theological Seminary in New York.

Seine Forschungsschwerpunkte sind Religionspädagogik und Homiletik (Geschichte und Theorie der Predigt) mit dem Schwerpunkt kirchliche Sprache in säkularen Räumen wie Rundfunk und Fernsehen.

Vor allem mit seiner Frau, der im vergangenen Jahr verstorbenen Dorothee Sölle, hat er mehrere Bücher publiziert.



Evangelisches Johanneswerk e.V.

Einrichtungen der Diakonie 

Herausgeber:

Hospizarbeit im Ev. Johanneswerk e.V.  
in Zusammenarbeit mit der Abteilung  
Öffentlichkeitsarbeit

Schildescher Straße 101  
33611 Bielefeld

Spendenkonto: 66 010 299  
Sparkasse Bielefeld BLZ: 480 501 61